

Geschichte, Heimat und Gesellschaft

Autor(en): **Stadler, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freiburger Geschichtsblätter**

Band (Jahr): **71 (1994)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-340658>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

GESCHICHTE, HEIMAT UND GESELLSCHAFT*

PETER STADLER

Die Jahrhundertfeier des Deutschen Geschichtsforschenden Vereins des Kantons Freiburg, zu der ich hier die Festrede halten darf, führt zurück in die Zeit um 1890, da der noch junge Bundesstaat eben eine entscheidende Etappe der Innovationen durchmaß. Innovationen nicht so sehr im Technischen. Da waren seit den 1850er Jahren anfängliche Rückstände sehr rasch aufgeholt worden (denken wir nur an den Eisenbahnboom). In der Industrialisierung war die Schweiz seit dem späteren 18. Jahrhundert führend und seit den 1880er Jahren im Begriff, die sogenannte zweite industrielle Revolution mit neuen Akzentsetzungen (Stichworte: Lebensmittel-, chemische und Elektroindustrie statt der bisher dominierenden Textil- und Maschinenindustrie) voll mitzumachen, darin gefördert durch den immer mehr sich verfestigenden Bankensektor.

Innovationen vielmehr im Politischen: 1891 war ja nicht nur das Jahr der ersten Bundesfeier, es war das Jahr, das mit der Annahme des Initiativrechts für Verfassungsartikel die direkte Demokratie auch auf eidgenössischer Ebene vervollkommnete. Und schließlich erfolgte zu Ende 1891 erstmals die Wahl eines katholisch-konservativen Bundesrates – ein wahrhaft epochemachendes Ereignis, das die allerdings schon lange nicht mehr monolithische Herrschaft des Freisinns aufbrach und eine Pluralisierung der exekutiven Macht in der Schweiz längerfristig in die

*Vortrag, gehalten am 5. November 1993 anlässlich des Jubiläums-Festaktes im Rahmen der Hundertjahrfeier des Deutschen Geschichtsforschenden Vereins des Kantons Freiburg.

Wege leitete. Man kann die Wahl Joseph Zemps auch als die feierliche Bestattung des Kulturkampfes ansehen, jenes zähen und waffenlos geführten Nach-Kampfes des vielleicht allzurasch entschiedenen Sonderbundskrieges. Dem in knapper Monatsfrist – November 1847 – erfolgten Knockout jenes Krieges folgte, sportbildlich gesprochen, der zähe und schwer zu gewinnende Bodenkampf des fast ein Vierteljahrhundert lang ausgetragenen und ohne Sieger zu Ende gegangenen Kulturkampfes. Daß Mermillod als einer der Hauptmatadoren dieser Auseinandersetzung 1890 zum Kardinal erhoben und nach Rom berufen worden war, personifizierte gewissermaßen diesen Wandel.

Eine neue Generation war herangewachsen und übernahm die Schalthebel der Macht. Denn das ist bei jedem geschichtlichen Wandel letztlich das entscheidende: Eine neue Mentalität gibt ihm erst seinen inneren Sinn. Zemp verkörperte bei allem gut katholischen Konservatismus eben doch eine andere Zeit als der altluzernische Segesser, weil er der Landschaft entstammte, sein Aufstieg ohne die demokratische Erneuerung gar nicht möglich gewesen wäre. Er war im Unterschied zum Luzerner Schultheißen durchaus technischen Erneuerungen offen und obendrein Inhaber mehrerer Verwaltungsratssitze (Centralbahn, Eisenwerke von Moos) – auch das ein in die Zukunft weisendes Element.

Innovation aber heißt nicht unbedingt auch Modernisierung in jeder Hinsicht. Die direkte Demokratie hat sich – entgegen den Erwartungen mancher Befürworter – häufig als Bremse erwiesen, die den Fortschritt verlangsamte. Wie anders und moderner sähe die Schweiz heute aus, wenn sie wie ihre Nachbarländer eine Parlamentokratie ohne Referendumsabstimmungen geblieben wäre (was sie in der ersten Phase nach 1848 bekanntlich auch gewesen war). Fortan mußte man mit Reaktionen rechnen, die nicht immer reaktionär sein mußten, oft aber erfüllt waren von Mißtrauen gegenüber unabsehbaren Entwicklungen, auch gegenüber einer immer stärker plutokratischen oder verbandsmäßigen Oligarchie.

Dies einige Voraussetzungen zum Verständnis des speziellen Themas, dem wir uns damit zuwenden. Freiburg hatte, wie Sie alle wissen, die innovative Wende vorwegvollzogen, indem es 1889 eine in der katholischen Schweiz seit langem erörterte Uni-

versitätsgründung vornahm, konfessionell geprägt, aber doch auch offen gegenüber dem damaligen universitären Musterland Deutschland. Damit wurde endlich ein Nachholbedarf gedeckt und zugleich jene Bahn weiterverfolgt, welche die regenerierten und protestantischen Kantone Zürich und Bern in den 1830er Jahren eingeschlagen hatten. Diese Schöpfung sollte die letzte Universitätsgründung unseres Landes bleiben, was sich damals aber noch nicht voraussehen ließ. Da mag es eine Fügung sein, daß gerade im Jahr zuvor – nämlich 1888 – Segesser gestorben und damit die unbestreitbar stärkste geistige Potenz des schweizerischen Katholizismus dahingegangen war. Nun kam es Freiburg zu, eine intellektuelle Führungsrolle zu übernehmen, die es seither – gestützt wesentlich auf diese Universität und deren Repräsentanten – nicht mehr aus der Hand gegeben hat, trotz luzernisch-innerschweizerischer Kapazitäten vom Range eines Hans Urs von Balthasar, Josef Vital Kopp oder Meinrad Inglin.

Der Deutsche Geschichtsforschende Verein aber, welcher der Hochschule nach vier Jahren folgte, ist eine Frucht dieser Gründung, gewiß auch eine Abwehrreaktion gegen die im 19. Jahrhundert eingetretene unverkennbare Französisierung von Stadt und Kanton, die ihrerseits natürlich auch wieder eine Konsequenz der sold- und wirtschaftspolitischen Bindung an das Frankreich des Ancien Régime sowie der Ausstrahlung französischer Zivilisation gewesen war: Die Elite gab einen Ton an, der vom Volk auf dem Lande allerdings nur teilweise aufgenommen wurde. Noch 1550 hatte die Stadt in einer Fremdenordnung den Zustrom von Welschen erschwert, denjenigen der Deutschsprachigen gefördert, «damit Stadt und Land mit tapfern Dütschen und eidgenössischem Volk, des man sich in Nöten möge befreien, und nicht mit wälschen, usländigen, unnachtbaren Lüthen besetzt werde»¹.

Das lag zwar um mehr als dreihundert Jahre zurück, aber die Problematik gewann gegen 1900 – nach der Phase einer gewissen Verdrängung – eher wieder an Virulenz, und der Deutschschweizerische Sprachverein war keineswegs eine ganz unpolitische

¹ Johann KÄLIN, *Franz Guillimann, ein Freiburger Historiker von der Wende des XVI. Jahrhunderts*, in: FG 11 (1904), S. 5.

Organisation. Ich gehe darauf nicht weiter ein, verweise lediglich auf die Monographie von Hans Peter Müller², die auch einen Abschnitt über Freiburg enthält und darauf hinweist, daß die deutschen Schulen von weniger deutschsprachigen Kindern besucht wurden, als es prozentual zu erwarten war; offenbar boten die französischen auch sozial größere Aufstiegschancen. Zitiert wird hier auch ein Satz von Albert Büchi³: «Die städtische Verwaltung bemüht sich, Freiburg nach außen als eine französische Stadt erscheinen zu lassen ...» «Französisch war die Sprache der Regierung» betitelt Urs Altermatt einen soeben erschienenen Aufsatz⁴.

Und damit stehen wir auch schon im Zentrum unserer Frage. Albert Büchi war ja der erste Inhaber des Lehrstuhls für Schweizergeschichte an Ihrer Universität, zugleich aber erster Präsident dieses Vereins, der (ich halte mich dabei an die Vereinsgründungsgeschichte von Peter F. Kopp⁵) die fünfzig Jahre zuvor entstandene «Société d'histoire du Canton de Fribourg» nach der deutschfreiburgischen Seite hin ergänzte. Wesentlich auch, daß viele der neugewählten Professoren dem Deutschen Verein beitraten, und sie waren allesamt keine Freiburger. Albert Büchi, den schon mit 25 Jahren frisch promoviert der Ruf nach Freiburg erreichte und der bis zu seinem Tode 1930 hier blieb, war Thurgauer, sein nächster Kollege Heinrich Reinhardt stammte aus Olten, Oskar Vasella war Bündner und sein Nachfolger Gottfried Boesch, der Schloßherr von Heidegg, Luzerner – die beiden letztgenannten sind wohl vielen von Ihnen noch rememberlich. Daneben gab es stets auch Deutsche, so Gustav Schnürer, der Paläograph Franz Steffens oder Heribert Raab. Und das heißt: Jeder brachte seine Herkunft und heimatliche Verwurzelung nach Freiburg, fand aber hier eine neue Heimat – eine wissenschaftliche, aber auch eine solche der persönlichen und familiären Existenz.

² Hans Peter MÜLLER, *Die schweizerische Sprachenfrage vor 1914*, Wiesbaden 1977.

³ Zitiert nach MÜLLER (wie Anm. 2), S. 57.

⁴ Urs ALTERMATT, *Französisch war die Sprache der Regierung. Zum langsamen Emanzipationsprozeß der deutschfreiburgischen Minderheit*, in: FG 70 (1993), S. 107–124.

⁵ Peter F. KOPP, *Gründung und Anfänge des Deutschen Geschichtsforschenden Vereins*, in: FG 70 (1993), S. 21–44.

Nun lautet ja das Thema unserer Ausführungen vielleicht etwas plakativ: Geschichte, Heimat und Gesellschaft – was ist davon zu halten? Was Geschichte ist, glauben wir alle zu wissen – die Vergangenheit, die nicht einfach abgestorben ist, sondern irgendwie in die Gegenwart weiterwirkt, unser Gegenwartserleben mitbestimmt, ob wir wollen oder nicht. Allerdings beginnen hier schon die Fragezeichen. Manches an Geschichte der früheren Jahrhunderte lebt optisch noch fort – das brauche ich in Freiburg, dieser ebenso spätmittelalterlich wie barock geprägten Stadt, schon gar nicht erst zu sagen. Aber wie viele Menschen realisieren das wirklich und gehen nicht einfach zwischen solchen Bauten durch, etwa so, wie man zwischen parkierten Autos durchgeht? Da hilft dann die unter Historikern beliebte Alibi-formel, unsere Gegenwart sei ohne Kenntnis der Vergangenheit unverständlich, auch nicht viel weiter. Natürlich stimmt sie, aber für wie viele Menschen?

Fragen Sie einmal den Mann beziehungsweise die Frau auf der Straße nach ihren Geschichtskenntnissen – wenig genug ist da vorhanden, kaum viel über Hitler zurück und wenn, dann meist Zusammenhangslos. Wer weiß schon an einem Abstimmungs-sonntag, wie es dazu kam, daß wir überhaupt solche Entscheide treffen können, im Unterschied zu unseren Nachbarn? Oder, um die vorher gestreiften Autos zu nennen: wer von all den vielen Menschen, die ein solches fahren – sagen wir: einen Opel oder einen Mitsubishi – wer interessiert sich da schon für die Ursprünge; für jenen Adam Opel zum Beispiel, der zuerst Nähmaschinen, dann Fahrräder herstellte, ehe sein Nachfolger, der Geheimrat, auf die verheißungsvolleren Vierräder umstieg; oder wer hat eine Ahnung von dem ins 17. Jahrhundert zurückreichenden Hause Mitsui, das an der Technisierung und Modernisierung Japans entscheidenden Anteil nahm und dessen vielfältig verästelte Konzerne die Großmachtpolitik des Landes der aufgehenden Sonne vielleicht erst mitermöglichten? Kaum ein Automobilist realisiert das und hält sich dabei auf: Hauptsache, sein Wagen läuft.

Umgekehrt können geschichtliche Interessen plötzlich weit zurückliegende Bereiche erfassen, dann zumeist durch Reisen vermittelt; sie können Menschen von ansonsten geringem Vergangenheitsbezug zu Amateur-Ägyptologen oder recht versierten

Kennern präkolumbischer Kulturen machen. Tragischer, weil menschenmörderisch können solche Schicksale werden, da Menschen von der Geschichte regelrecht überrollt werden – denken wir an die in unverstandenem Mittelalter wurzelnden Großreichsvorstellungen des Nationalsozialismus oder die als Entsprechungen des Imperialismus entstandenen weltrevolutionären Ambitionen des Kommunismus oder an die auf Amselfeld-Romantik zurückweisenden großjugoslawischen Zielsetzungen der Serben. Wo Geschichte ist, bleibt sie leicht auch Mißbräuchen ausgesetzt, solchen der ehrgeizigen Großprojizierung wie denen der Minimalisierung, ja Ridikülisierung (diese Gefahr ist, wenn ich recht sehe, in der gegenwärtigen Schweiz fast größer).

Neben der Geschichte ist als ihr modernes Pendant die Gesellschaft herangewachsen – uns seit Max Webers Paarformel «Wirtschaft und Gesellschaft» als vorantreibendes Zwiegespann der Moderne geläufig. Dem Begriff eignet zweifellos eine übersozio-logisch historische Dimension – denken wir an die Agrargesellschaft (aus der wir alle irgendwann und irgendwie herkamen), an die Industriegesellschaft (die ihrerseits häufig erst den Tertiärsektor ermöglichte, in dem viele von uns leben), endlich an die Konsumgesellschaft, die praktisch alle Menschen in ihrem Bann hält.

Freilich gibt es daneben und zeitlich davor ältere und altväterische Begriffsinhalte – denken wir an die «gute» Gesellschaft von elitärem Zuschnitt oder an die ähnlich selektiven Sozietäten, also Gesellschaften, die nicht unbedingt für jeden da waren. Das Zürcher Pendant zu Ihrem Verein heißt «Antiquarische Gesellschaft» und hält diese ältere Sinnggebung fest. Freilich ist sie durch die neuere, welche die Beziehungen der Menschen unter sich im weitesten Sinne, auch ohne und gegen den Staat meint (zum Beispiel bürgerliche Gesellschaft versus Absolutismus) und die etwa seit dem früheren 19. Jahrhundert um sich griff, fast völlig verdrängt worden. Und da kam es unweigerlich zu Berührungen, auch zu Spannungen zwischen Gesellschaft und Geschichte im herkömmlichen Sinn – denken wir nur an die mit dem Lamprecht-Streit (übrigens fast zeitgleich zum Entstehen Ihrer Gesellschaft) entbrennende Diskussion um den Primat der politischen oder der Sozialgeschichte. Das ist ein Glaubensstreit und deswegen immer nur persönlich zu entscheiden.

Als meine persönliche Meinung, die immerhin jahrzehntelanger Beschäftigung mit der Historie entspringt, halte ich eben doch am Primat der politischen Geschichte fest, weil die Erfahrung lehrt, daß sogenannte Strukturen oder soziale Schichtungen ganz entscheidend durch die politischen Vorgänge und Veränderungen geprägt wurden. Das läßt sich vielen Beispielen entnehmen, ohne daß man dabei auf das Gedankenspiel einzusteigen braucht, wie sich etwa Amerika ohne die erobernde Kolonisation entwickelt hätte. Frankreichs soziale Entwicklung ist sehr wesentlich durch die Umwälzung der großen Revolution und (damit eng verbunden) des anschließenden Bonapartismus bestimmt: Die bäuerlich-bürgerliche Struktur ist ein Ergebnis davon, ebenso der zeitweilige Industrialisierungsrückstand und die zentralistische Administration. Umgekehrt leiden Rußland und seine ehemaligen Satelliten auch nach dem Zerfall des Weltkommunismus noch unter den diesen Ländern nach 1917 beziehungsweise 1945 aufgezwungenen Strukturen, welchen ganze Eliten zum Opfer fielen, durch Ausrottung oder Vertreibung.

Wie andererseits die Schweiz aussehen würde ohne die durch Regeneration und Bundesstaat vollzogenen machtpolitischen Entscheidungen und deren Umsetzung in eine bürgerlich-kapitalistisch-liberale Ordnung, ist schwer zu sagen – auch diese Ordnung hätte natürlich vernichtet werden können durch eine jahrzehntelange leninistisch-stalinistische Okkupation, falls es zu einer solchen gekommen wäre. Strukturen sind somit nichts anderes als erstarrte Ereignisse und dadurch geologischen Faltungen vergleichbar.

Zwischen diesen beiden Begriffen nimmt sich der dritte verhältnismäßig betulich und unwissenschaftlich aus. Im Wort Heimat klingt das des Heims und damit einer engeren Zugehörigkeit und Verwurzelung nach – enger und intimer auch als Staat oder Nation. Im Unterschied zu diesen beiden Vokabeln ist das eigentlich eine Selbstverständlichkeit und deshalb auch keiner exakten Definition bedürftig, ja ihr nicht einmal unbedingt zugänglich. Jeder Mensch, er braucht nur in einer etwas größeren Stadt zu wohnen, fühlt ziemlich genau, wo diese engere Vertrautheit sich zu verwischen beginnt. Ich zum Beispiel wohne in Zürich, bin aber dort keineswegs überall gleich beheimatet. Der Ausdruck Heimatvertreibung – verbunden mit dem der Heimatvertriebe-

nen – ist in der Zeit des kalten Krieges gelegentlich wohl politisch mißbraucht worden, hat aber durch die jüngsten Erfahrungen der ethnischen Säuberungen neue Aktualität und Brisanz gewonnen. Erzwungener – nicht selbstgewählter – Verlust der Heimat bedeutet immer einen schweren, manchmal tödlichen Eingriff in die menschliche Existenz. Andererseits kann es eine wertvolle Bereicherung bedeuten, wenn man zur alten Heimat, ohne sie gänzlich preisgeben zu müssen, eine neue hinzugewinnt, Erfahrungen und Erkenntnisse in diese hineinträgt und so selbsterlebte, nicht nur angelesene Kriterien des Vergleiches schafft. Das kann ein wesentlicher Vorzug der akademischen Laufbahn sein – ein Vorzug auch gemessen an der gerade in der Schweiz nicht ganz seltenen «*stabilitas loci*», des lebenslänglichen Bleibens am Geburtsort.

Um aber nach diesem begrifflichen Exkurs wieder auf Freiburg zurückzulenken: Gerade die Geschichtswissenschaft seiner Universität (und damit auch dieses Vereins) zehrt ganz wesentlich von diesen Erfahrungen, und ich kann, soweit meine Kompetenz reicht, hinzufügen, daß dabei Werke entstanden sind, die lange vorgehalten haben und noch vorhalten – man denke an Büchis noch unüberholte Biographie des Kardinals Schiner, an die Forschungen von Reinhardt und Steffens zur Schweizer Gegenreformation oder – und da tritt die heimatliche Komponente besonders anschaulich und anregend hervor – die originellen Forschungen Vasellas zur Bündner Reformationsgeschichte. Natürlich gibt es auch das andere, das freiburgisch-patrizische Element in den geschichtlichen Konstruktionen eines Gonzague de Reynold. Das ist nur eine Auswahl: Anderes – etwa die regionalen Untersuchungen Gottfried Boeschs oder die weitgespannten Betrachtungen Schnürers über Kirche und Kultur im Mittelalter – kann ich weniger beurteilen.

Niklaus Meienberg, der eigentlich an meiner Stelle hier die Festrede hätte halten sollen (ich bedaure es wie Sie, daß es nicht dazu kam), hat in seinem *Wissenschaftlichen Spazierstock* recht amüsant geschildert, wie und warum er sich im Zürich der frühen sechziger Jahre trotz Emil Staiger, Leonhard von Muralt und Max Silberschmidt nicht wohlfühlte und stattdessen nach Freiburg auswich⁶. Ich kann das – obwohl als damaliger Zürcher Privat-

⁶ Niklaus MEIENBERG, *Der wissenschaftliche Spazierstock*, Zürich 1985.

dozent beschränkt mitverantwortlich – bis zu einem gewissen Grade nachfühlen. Gerade Vasellas Optik fing etwas ein, was erst später in Mode kam und was meinem Lehrer von Muralt weitgehend (wie übrigens auch mir) abging: der Sinn für die religiöse Umwälzung als Volksbewegung, das Sensorium für diese kleinen Leute, wie sie Bündner Bauern eben doch überwiegend waren. Obwohl ich bei Vasella nie gehört habe, ist mir doch aus Gesprächen das munter Spontane seines Wesens unvergeßlich geblieben.

Wenn man nun aber selber im Lauf der Zeit aus einem damals Jüngeren zu einem Senior seines Faches geworden ist und praktisch eine ganze Lehrergeneration hat dahingehen sehen, dann stellen sich fast zwangsläufig und unvermeidbar gewisse Fragen – nicht etwa als Ausdruck höherer Weisheit oder dergleichen, sondern mehr als Reflex einer gewissen Bedrängnis.

Die Lehren des Historismus, die Kultur und auch der Kult des Verstehens, wie sie ein Wilhelm Dilthey – allerdings gerade noch vor dem Ersten Weltkrieg – trieb, kommen uns heute fast so unwirklich vor wie die überirdische Schönheit der Figuren und Kompositionen eines Raffael. Wenn aber der amerikanische Geschichtsphilosoph Fukuyama unter dem Eindruck der weltpolitischen Wende von 1989 ein «Ende der Geschichte» und deren Ablösung durch eine Art von rationalisierter Administration voraussah, so ist er vom seitherigen Gang der Ereignisse nur zu rasch eingeholt und überholt worden, leider. Zwar ist die alte Ost-West-Konfrontation, an die man sich gewöhnt hatte und in deren Windschatten man sich weltpolitisch und weltanschaulich sozusagen aufgehoben wußte, tatsächlich zu Ende gegangen. Doch anstelle der erhofften globalen Beruhigung ist eine Pluralisierung der Konfliktzonen und Konflikte eingetreten, die – der Ausbreitung von Brandgluten vergleichbar – das Bild dramatisch kompliziert und eine Fülle von Gegensätzen und Emotionen bis zu nacktem Haß auch da offenbart, wo man sie – unter dem festen Verschluß einer lange unbestrittenen kommunistischen Diktatur – niemals vermutet hätte. Diese Risikozonen erstrecken sich einstweilen vom ehemaligen Jugoslawien – einem unter der Königsherrschaft der Zwischenkriegszeit ebenso wie dann unter der Diktatur Titos von oben befriedeten Staatengebilde – über Georgien, Armenien und Aserbeidschan bis nach Zentralasien,

wo ein im Afghanistankrieg entfachter Antagonismus zwischen Kommunismus und Islamismus weiterzündet.

Der Islam – noch vor einem Jahrhundert scheinbar ohne Dynamik und Erneuerungskraft – hat sich im letzten Jahrzehnt radikalisiert, durch die Herausforderungen des Westens wie des Ostens und des als westlichen Pflockes empfundenen Israel aktiviert. Die Beseitigung gemäßigter Regimes in Irak, Libyen, Iran oder dem Sudan hat ihm Stützpunkte offensiver Aktivitäten geschaffen, deren Effizienz durch ein ungeheures soziales Konfliktpotential in den noch gemäßigten und sehr einwohnerstarken Staaten des Islams verstärkt wird. Diese stehen – und da ist die Türkei durchaus inbegriffen – inmitten der Herausforderung zwischen Konfrontation und Anpassung. Glaubte und hoffte man lange, derlei Gefahren seien nur in Verbindung mit dem Weltkommunismus wirklich akut – und das Zusammenspiel eines Nasser und später eines Khadafi mit Moskau schien diese These zu bestätigen –, so sieht man sich jetzt eines Besseren oder Schlechteren belehrt.

Ähnliches gilt für die Konfliktzonen in Afrika, wo – wie das Beispiel Somalia zeigt – erstaunlich prompt gutbewaffnete Widerstandsorganisationen auch ohne weltpolitisch erkennbaren Zusammenhang in Erscheinung getreten und äußerst wirksam geworden sind. Ob es endlich in Südafrika zum erhofften friedlichen Zusammenleben der Rassen kommen oder ob ein Durchsetzungskampf mit dem Sieg des Stärkeren stattfinden wird, ist noch nicht abzusehen. In Lateinamerika endlich, dieser lange Zeit als besonders kritisch eingestuften Gefahrenzone, sieht sich zwar der «grand old man» des außersowjetischen Kommunismus in Kuba zusehend isoliert und auf sein Altenteil verwiesen, aber auch hier dürfte sein absehbarer Sturz oder Tod die Lage kaum dauerhaft vereinfachen, sondern ähnliche Frustrationen schaffen wie in den exkommunistischen Gebieten Mittelosteuropas – ganz abgesehen davon, daß damit die sozialen Probleme des Kontinents nicht gelöst sind.

Denn das ist ja das Neue an der weltpolitischen und sozialen Krise unserer Zeit: nicht so sehr Armut und Ungerechtigkeit als solche provozieren. Die gab es schon immer – im 19. Jahrhundert wohl kaum weniger als heute –, aber deren Bewußtwerdung, der aktive Wille, sie zu überwinden oder wenigstens die Reichen von

ihren Höhen herunterzustürzen, ihnen zu schaden und so eine Nivellierung nach unten zu erzwingen: das eben ist neu hinzugekommen. Dahinter steckt keine besondere Ideologie und auch keine Partei. Doch tragen die modernen Massenmedien mit ihrer geradezu läppischen Konsumverherrlichung in der Werbung – das geht vom Kult der Luxusautos bis zu dem der Luxuskatzen und deren Luxusnahrung – dazu bei, auf provokative Weise diese sozialen Unterschiede und Spannungen bis in die letzten Wellblechhütten und die hintersten Slums hineinzutragen.

Angesichts solcher Herausforderungen ist man versucht, an das letzte Buch von Oswald Spengler, *Jahre der Entscheidung* (1933), zu denken und dessen vor über sechzig Jahren ausgesprochene Prognose, daß eines Tages Klassenkampf und Rassenkampf sich verbinden und der «weißen Welt» (wie er sie nannte) ein Ende setzen könnten. Was damals – um 1932, in einer Zeit des vollausgebildeten und äußerlich gut funktionierenden Kolonialismus – noch eine Utopie schien, ist heute der Wirklichkeit unbestreitbar näher gerückt. Was wiederum nicht heißt, daß es auf alle Fälle so kommen muß. Daß inmitten dieser Polarisierung die gegenwärtige Wirtschaftskrise eine verstärkende Dynamik ausübt, liegt nahe; bisher beruhte ja die Kompaktheit der westlichen Welt nicht zuletzt im Bewußtsein ihrer relativen Privilegierung, dem Gefühl des Sitzens in einem fast unsinkbaren Boot. Diese Sicherheit für alle könnte sich mit der Zeit, bei sich verschärfender Verunsicherung, verlieren. Möglich aber auch, daß es gelingt, die gegenwärtige Depression ebenso unter Kontrolle zu bringen, wie dies in den dreißiger Jahren möglich war – allerdings haben damals Aufrüstung und faschistische Bedrohung konsolidierend gewirkt.

Bekanntlich wiederholt sich die Geschichte nie – aber gewisse Verlaufsanalogien, die leicht als Wiederholungen erscheinen könnten, gibt es eben doch. Sonst wäre die Geschichte keine Wissenschaft, sondern ein Bündel von Geschichten ohne innere Entsprechung. Daß die Schweiz mit Europa verknüpft ist, ergibt sich aus ihrer geopolitischen Lage. Das bedeutet Zugehörigkeit, kann auch Umklammerung und Bedrohung bedeuten. Als Teilstück eines europäischen Ablaufs tritt die Schweiz schon zu Beginn in Erscheinung, zur Zeit ihrer Romanisierung durch und nach Julius Cäsar; dies die eine ganz große Persönlichkeit, die auf

die künftige Gestaltung unseres Landes dominierend eingewirkt hat. Die andere ist Napoleon. Beide waren Beherrscher Europas und auf ihre Art Entdecker wie Eroberer unseres Landes. Helvetien als gewissermaßen präinatale Vorstufe der späteren Schweiz findet sich als Topos bereits in der Schweizerchronik Gilg Tschudis: Der Dreiländerbund der alten Waldstätte ist für ihn nichts anderes als die Anknüpfung an dieses bereits vorrömische Helvetien; aus ihm ist «die eidtgnosschafft entsprungen und das land Helvetia (jetz Switserland genant) wider in sin uralten stand und frijheit gebracht worden»⁷. Diese Legitimationstheorie gestattet es sodann, die Schweiz als eigenständig hinzustellen, die der römischen Eroberung und damit auch dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation zeitlich voranging. Die Überzeugung von der Besonderheit und Sonderexistenz der Schweiz ist seither nie mehr aus dem Geschichtsbewußtsein verschwunden, ja man kann darin so etwas wie die Grundform einer politischen Ideologie sehen.

Wirklich nur einer Ideologie? Das ist die Frage. Überblickt man die rund siebenhundert Jahre eidgenössischer Vergangenheit, so kommt man doch auf zwei Grundgegebenheiten, welche die These stützen. Nicht so sehr die immerwährende Neutralität ist damit gemeint – auch andere Staaten betrachteten sich als neutral, bis sie im letzten Weltkrieg eines schlimmen Morgens durch einen militärischen Überfall aufgeschreckt und ihrer Neutralität ledig wurden – ein Schicksal, das zweifellos auch der Schweiz widerfahren wäre, hätte der Krieg einen anderen Verlauf genommen. Nein, die zwei unwiederholbaren Grundgegebenheiten sind zum ersten die (bereits eingangs erwähnte) direkte Demokratie, wie sie sich letztlich aus genossenschaftlichen Voraussetzungen im Laufe des 19. Jahrhunderts entwickelte. Zum zweiten aber nicht so sehr die Mehrsprachigkeit (die gibt oder gab es anderswo auch), als die Tatsache, daß die Schweiz als einziges Land Europas wie der Welt an drei kulturellen Hochsprachen partizipiert. Das trug wesentlich dazu bei, daß es ein Minderheitenproblem wie in der Donaumonarchie nicht gab, da bei uns die Sprachen nicht nur verfassungsmäßig, sondern auch dem sozialen

⁷ Aegidius TSCHUDI, *Chronicon helveticum*, 3. Teil, bearbeitet von Bernhard STETTLER, Bern 1980, S. 224 (QSG NF I, Chroniken VII/3).

und kulturellen Gehalt nach gleichwertig waren und sind. Als Deutschschweizer fließend französisch oder passabel italienisch zu sprechen, gilt auch als Zeichen gesellschaftlicher Distinktion. Diese Sonderexistenz der Schweiz schließt natürlich andere Sonderexistenzen nicht aus – beispielsweise diejenige Portugals, die kraft der Entdeckungen seine Sprache zu einer Weltsprache erhob.

Wenn wir aber die Mehrsprachigkeit ins Zentrum rücken, so muß hier doch eine Entwicklungstendenz vermerkt werden, die neuerdings oft als Selbstverständlichkeit, ja als Bereicherung registriert wird, die aber meines Erachtens erhebliche Gefahren in sich birgt – es ist dies der Trend zu einer sogenannten multikulturellen Schweiz, der aus der Masseneinwanderung fremder Völkerschaften im letzten Jahrzehnt erwuchs und – nüchtern betrachtet – doch nichts anderes darstellt als ein mehr oder weniger zufälliges Nebeneinander und Ineinander diverser Ethnien, wie man es auch in den Wartehallen eines Flughafens wahrnehmen kann. Dieses Erscheinungsbild multikulturell zu nennen, setzt voraus, daß die Migranten wirklich Träger einer bestimmten Kultur wären – sonst verblaßt der Begriff zu bloßer Schönfärberei beziehungsweise zu Verlegenheitsumschreibung eines Sachverhalts, der nicht mehr zu ändern ist und den man deshalb auch nicht ändern will. Gerade für ein kleines und kleingliedriges Land ohne größere Raumreserven und mit relativ diffizilen Minderheitsverhältnissen ist es bedenklich, wenn bestimmte Völkerschaften bereits die Einwohnerzahlen nicht nur kleiner, sondern auch mittlerer Kantone übertreffen – und es ist demagogisch, Bedenken dagegen einfach mit bequemen Reizworten wie Fremdenhaß und Rassismus abzutun. Es ist auch unbedacht, wenn man erwägt, daß die Schweiz von allen europäischen Ländern die größte Ausländerzahl aufweist. Man stelle sich, statt emotional zu polemisieren, doch einmal eine Masseneinwanderung von Schweizern, Österreichern oder Deutschen in irgendein afroasiatisches oder balkanisches Land vor – würden da die Reaktionen der Einheimischen ausbleiben und wären sie nicht auch berechtigt?

Hinzu kommt die in hohem Maße von Ausländern getragene Kriminalität, vor allem (aber nicht nur) im Drogensektor, die alle geschichtlichen Parallelen weit hinter sich läßt – auch die des

Zweiten Weltkrieges, da es bei uns nahezu keine Ausländer- oder Emigrantenkriminalität gab. Dieses zentrale Thema schweizerischer Verunsicherung ist zwar allgemein bekannt, dennoch wird es auf hoher und höchster Ebene nur selten zur Sprache gebracht: Unsere Bundesräte zum Beispiel reden oft und gern, aber zur Drogenproblematik und Ausländerkriminalität – diesen eng ineinander verknüpften Verhängnissen – scheint ihnen kaum etwas einzufallen. Dabei lassen diese Herausforderungen sich auf bloß kantonaler oder gar kommunaler Ebene ebensowenig lösen wie die Landesverteidigung – man stelle sich doch eine bloß zürcherische Luftabwehr vor.

Natürlich dient die Fremdeinwanderung auch wirtschaftlichen Zwecken – das soll nicht vergessen werden. Es gab immer eine schweizerische Auswanderung, allerdings niemals gegen den Willen der Aufnahmeländer und auch nicht in so überbevölkerte Gebiete, wie die Schweiz (von den alpinen Zonen abgesehen) nun einmal eines ist. Zudem darf die schweizerische Asyltradition nicht vergessen werden, die gerade heute oft beschworen wird. Doch wird der Geschichtskundige auch da Unterschiede wahrnehmen, die leicht verwischt werden: Die Asylsuchenden des 19. und des frühen 20. Jahrhunderts kamen auf eigene Rechnung – weder Richard Wagner noch Lenin oder Mussolini bezogen dafür Unterstützungsgelder vom Bund. Heute ist es aber paradoxerweise so, daß der Bund über die sogenannten Drogenasylanten auch einen Teil des Drogenhandels finanziert, der es letztlich auf die physische Schädigung, ja Vernichtung von Schweizerinnen und Schweizern abgesehen hat. Das alles muß bedacht und auch gesagt werden. Denn es ist ja nicht so, daß man unbeteiligt und ungeschoren daneben herleben könnte; man ist – vor allem in den Städten und unabhängig von seinen Lebensgewohnheiten – einer Bedrohung in Permanenz ausgesetzt. Niklaus Meienberg, um ihn nochmals anzuführen und zu Wort kommen zu lassen, ist vor etwa einem Jahr in Zürich Opfer eines derartigen Überfalls geworden – einer von vielen. Hören wir seine Worte – er spricht von sich in der dritten Person; Ort der Szene ist Oerlikon beim Bahnhof⁸: «Zehn Meter von seinem Haus, ein öder Mietblock in der Nähe der Bahngleise, hört er rasche, leise Schritte hinter

⁸ Zitiert nach Niklaus Meienberg, in: *Die Weltwoche*, 17. September 1992.

sich. Eine Hand schlägt ihm überraschend kräftig, aber doch freundschaftlich, so scheint's ihm, auf die Schulter. Er dreht sich um, erblickt zwei junge Männer mit dunklem Teint. Ausländische Freunde, denkt er noch. Dann schlägt sein Hinterkopf auf dem Trottoir auf. Warum, weiß er auch später nicht. Schuhe traktieren sein Gesicht, als wär's ein Fußball und die beiden Männer im Training. Alles geschieht in völliger Stille. Er versucht, sich vor den endlos heftigen Schlägen zu schützen. Bringt, wie gelähmt, die Arme nicht zum Kopf. Er brüllt vor Schmerzen und um Hilfe. Niemand kommt.» Es folgt das Spital, ein Auge bleibt geschädigt, das Portemonnaie mit 150 Franken verschwunden. Nun aber die Bilanz, nachdem alles vorbei ist: «Doch seine Unsicherheit wächst. Bisher kam er sich körperlich beinahe unverletzlich vor, vertraute seiner Kraft. Mein Körper gehört mir, und er kann sich verteidigen. Jetzt stimmt nichts mehr. Gestern ging er erstmals spazieren. In einer Unterführung zum See hörte er rasche Schritte hinter sich. In Panik drehte er sich um. Das neue demütigende Gefühl des Ausgeliefertseins und der Machtlosigkeit.»

Da ist, meine Damen und Herren, eine zeitgeschichtliche Quelle von erheblicher Aussagekraft – Meienberg spricht da für alle die, die ähnliches erlebten, denen aber kein Gott zu sagen gab, was sie litten. Darf man dergleichen einfach bagatellisieren? Gewiß, es gibt auch Verbrecher hierzulande, das müssen wir uns sagen. Ist es aber gerecht und politisch verantwortbar, die ohnehin vorhandene landeseigene Kriminalität noch durch eine importierte derart massiv zu erhöhen und damit die Bevölkerung zusätzlichen Gefahren auszusetzen – diese Frage darf und muß gestellt werden. Denn das Völkerrecht, das man immer wieder gegen das Recht auf Selbstschutz ins Treffen führt, ist in Wirklichkeit sehr interpretierbar, wie die restriktiven Verordnungen unserer Nachbarstaaten zeigen. Deshalb auch der gerade in jüngster Zeit sich wieder verstärkende Zustrom in die Schweiz, und zwar unter Umgehung dieser Nachbarn. Für die meisten Bewohner der Schweiz aber ist die Verunsicherung des täglichen Lebens wohl wichtiger als die von Medien und einer politisch-intellektuellen Elite hochgespielte Europafrage.

Ich komme damit zum Ende meiner Ansprache – es ist, zugegeben, kein ganz festrednerischer Beschluß, aber ich hätte ein schlechtes Gewissen, wenn ich hier meine Sorgen einfach unter-

schlüge. Wo soll das hinaus? Ob diese Befürchtungen die Ihren sind oder ob Sie finden, es sei alles auf besten Wegen mit alledem – nur so weitermachen –, das muß ich schon Ihnen überlassen. Einer jüngeren Generation ist aufgegeben, mit dem zurechtzukommen, was die gegenwärtige ihr aufgeladen hat. Jeder politisch oder ideologisch Verantwortliche muß sich da sagen: mea culpa. Und die Solidarität mit den kriegsgeschädigten Ländern, werden Sie sicher fragen? Antwort: Ja, aber. Bürgerkriege werden heutzutage oft so leichtsinnig entfesselt wie Knabenkämpfe auf einem Schulplatz, leider; es wird ihrer künftig kaum weniger geben, mit zunehmender Fragmentierung und Regionalisierung der politischen Welt, aber auch zu Zwecken bloßer Machterringung oder Machterhaltung, zumal sich die Brutalität bezahlt macht. Mancherorts dürften sie auch Folgen der Übervölkerung sein. Wenn die Schweiz da im bisherigen Ausmaß eine Aufnahmepolitik betreibt, platzt sie wie ihre Gefängnisse noch mehr aus allen Nähten, riskiert obendrein zum Kampfplatz aller möglichen Gegensätze zu werden.

Nicht als ob dies die einzige Gefahr wäre, die mit der Jahrtausendwende auf uns zukommt. Die Zerstörung der Umwelt, der Abbau ihrer Ressourcen macht weltweit solche Fortschritte, daß die Frage nach dem «wie lange noch?» sich förmlich aufdrängt – das aber ist ein globaler Vorgang. Ähnlich verhält es sich mit der Immunschwäche als einer neuen Seuchenkrankheit, die in gewissen Weltteilen Ausmaße annimmt, die denen der Pestzüge im 16. und 17. Jahrhundert vergleichbar sind. Soweit einige Perspektiven. Doch muß man zuguterletzt auch seinen eigenen Pessimismus relativieren. Möglich, daß es gelingt, einige der Gefahrenherde unter Kontrolle zu bringen, so wie dies in früheren Zeiten (etwa im Falle der Pest) auch gelang. Was ich hier abschließend äußerte, sind es Altersbefürchtungen, die sich in einem Viertel- oder Halbjahrhundert von selbst auflösen, so daß sich ein späterer Leser sogar wundern mag, daß sie jemals in solch schroffer Form ausgesprochen werden konnten? Oder am Ende doch nicht? Nun, wir werden sehen: L'histoire jugera.